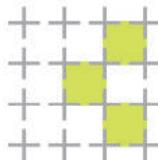


PFARRBRIEF

St. Agnes _ St. Kunibert _ St. Ursula _ St. Gertrud



VERÄNDERN

AUSGABE 2/2017

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

im Internet blieb ich bei folgendem Buch hängen: ‚Das kleine Übungsheft – Mut zur Veränderung‘ aus der ‚Bibliothek der guten Gefühle‘. Einen Klick weiter bewirbt Tom Kühler sein Buch ‚Veränderung muss S.E.X.Y. sein!‘ folgenmaßen: „Wie schön wäre es, wenn wir uns oder sich die Menschen, die wir begleiten, einfach so in ihre Veränderung verlieben oder zumindest ‚verknallen‘ würden. Einfach so!“ Einfach so? Solche vermeintlichen Ratgeber ärgern mich.

Ich staune oft, wie junge Menschen Veränderungen scheinbar selbstverständlich als Herausforderung betrachten. Ein

Praktikum in Berlin annehmen, vielleicht ein paar Wochen in einer WG unterkommen, um dann weiterzuziehen zum nächsten Job? Ist das der Anfang einer lebenslangen Liebesbeziehung? Oder das schulterzuckende Eingeständnis, dass Veränderungen notwendige Selbstoptimierungsprozesse bedeuten, um im umkämpften Arbeitsmarkt bestehen zu können?

Veränderung scheint beides zu beinhalten: Aufbruch als Chance, aber auch die Angst vor dem Verlust von Stabilität. Veränderung ist also Verheißung, birgt aber gleichzeitig die Angst vor Überforderung. Von dieser Bandbreite erzählt dieses Heft: Eine Coachin berichtet vom Wunsch ihrer Klienten nach

Veränderung. Klaus Nelißen und Judith Uebing haben Pfarrverwalter Monsignore Robert Kleine und die beiden neuen Seelsorger Schwester Andrea und Kaplan Marcos Pereira in ein Verkleidungsgeschäft gebeten und mit ihnen über Lust und Last der Veränderung in der Seelsorge gesprochen. Ute Strunk ist mit Regina Börschel, Mitglied der Bezirksvertretung Innenstadt, durch unsere Viertel spaziert. An Orte, die sich in den letzten Jahren gut entwickelt haben. Und an Plätze, die dringend verändert werden müssten.

Auch in diesem Heft sehen Sie Veränderungen. Sebastian Linnerz hat den letzten Heften ein wunderbares Layout gegeben. Nun hat er die Redaktion leider verlassen. An seiner Stelle begrüßen wir Sarah Nagelschmidt in der Redaktion. Ihre frischen Ideen werden Sie beim Blättern entdecken.

Übrigens ist auch das Evangelium ein Veränderungsprogramm: Wenn Jesus sagt, das Reich Gottes sei angebrochen, dann heißt dies, dass Gott sowohl mein eigenes Leben als auch unsere Lebenswelten spürbar prägen, nachhaltig verändern will. Indem Gott Mensch wird, erklärt er sich mit mir selbst in radikaler Weise solidarisch. Mit meinen Talenten und Gaben, aber auch mit meinen Brüchen und Unzulänglichkeiten. Ich muss also nicht erst in einem Selbstoptimierungsprozess meine Unsicherheiten überwinden, bevor Gott etwas mit mir anfangen kann. Gott findet mich okay, wie ich bin. Das wiederum finde ich sehr sexy. Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr Peter Otten, Pastoralreferent

INHALT

2/2017 Titelthema // Verändern

// Titelthema

» Glaube ist ein ständiger Ruf, sich verändern zu lassen « _____	4
Das Buch der Veränderung _____	10
» Womit kann ich dienen? « – Als Gast unter Gästen _____	12
Es gibt keinen, der sagt: » Reicht Mädels, Fühler hoch – Mallorca! « _____	15
Walter, der Geschichtenerzähler _____	18
Nix bliev, wie et ess ... _____	20
» Der Ebertplatz wurde nach und nach aufgegeben « _____	22
» Jeder Körper ist ein Kunstwerk « _____	26

// Rubriken

Nachrichten _____	28
Getauft & Verstorben _____	30
Fragebogen _____	31
Impressum _____	31





Äußerlich verändert: Schwester Andrea, Monsignore Kleine und Kaplan Pereira im Kostümladen.

» GLAUBE IST EIN STÄNDIGER RUF, SICH VERÄNDERN ZU LASSEN «

Drei Seelsorger sprechen über Berufung, Gehorsam und ihren Neustart in St. Agnes.

Text: Klaus Nelißen, Judith Uebing

Fotos: Volker Adolf

Personalveränderungen in der Pfarrei: Seit Sommer 2017 wirken drei neue Seelsorger für St. Agnes, St. Ursula und St. Kunibert. Ein Treffen im Kostümladen, Festartikel Schmitt im Kunibertsviertel, ist der richtige Ort, um mit Schwester Andrea, Monsignore Robert Kleine und Kaplan Marcos Pereira über Veränderungen zu sprechen.

Welche Veränderung war in Ihrem Leben besonders wichtig?

Monsignore Robert Kleine: Meine größte kam in mein Leben, als 1975 mein kleiner Bruder geboren wurde. Ich war damals schon acht Jahre alt und bis dahin in der ganzen Familie bekannt als „der kleine Kleine“. Dann war da plötzlich noch jemand. Endlich hatte ich ein Geschwisterchen. Bis heute verstehen wir uns prima.

Schwester Andrea: Für mich war die größte Veränderung sicherlich der Eintritt ins Kloster in Kattowitz. Das war gleich nach dem Abitur, da war ich 18 Jahre alt. Das war mein Traum. Meine Eltern waren nicht so begeistert. Ich

aber hatte mir gedacht: „Der liebe Gott weiß am besten, was gut für mich ist.“

Kaplan Marcos Pereira: Interessant: Auch ich war 18 Jahre alt, als meine größte Veränderung geschah. Aber die war alles andere als geradlinig. Nach dem Abitur hatte ich ‚Interrail gemacht‘ und dann begonnen zu studieren – in meiner Heimatstadt Lissabon. Ich wusste aber nicht richtig, was, und hatte gewählt, was meine besten Freunde gewählt hatten: Volkswirtschaft. Sehr schnell habe ich festgestellt, dass das nichts für mich ist, und habe es abgebrochen. Die Veränderung hierbei war, dass ich bislang schulisch usw. alles immer ‚straight‘ gemacht hatte. Und nun hatte ich dieses eine Jahr Unterbrechung. Ein Jahr ohne Ziel. Und immer diese Gedanken: Wohin führt das Ganze, was ist das Wesentliche in deinem Leben? Das war die Zeit, in der ich mich wieder der Kirche zugewendet habe. Vorher war ich nicht aktiv praktizierend, aber durch diese Fragen ... Ich habe dann Jura studiert und abgeschlossen, aber nach zwei Jahren der ‚Unterscheidung der Geister‘ habe ich beim Weltjugendtag in Toronto und nach einem Aufenthalt in Taizé entschieden, mich zur Verfügung zu stellen, um in ein Priesterseminar weltweit gesandt zu werden.

Welche Veränderung ist Ihnen besonders schwergefallen?

Pereira: Na, das war schon dieser Moment, in dem ich das Studium abgebrochen habe. Dieses Jahr war eine Zeit des inneren Ringens. Aber es zeigt ja auch: Erfahrungen kannst du nicht objektiv sehen. Von außen mag das für

die meisten nicht so schwerwiegend gewesen sein, für mich subjektiv war das sehr schwierig. Dasselbe Faktum kann für unterschiedliche Personen verschiedene Wirkungen haben. Mir war nicht klar, dass ich Jura studieren würde, was überhaupt kommt – und das war schon sehr schwierig.

Kleine: Bei Priestern sagt man ja immer, die erste Kaplanstelle ist die erste Liebe. Ich war damals in Bad Honnef – das war die Zeit der ersten Fusionen. Und in diesem Prozess wurde mir zunächst gesagt, ich könne sogar fünf Jahre bleiben. Das hatte mich gefreut, denn ich hab` mich da wirklich wohl gefühlt mit den Menschen, besonders in der Kinder- und Jugendarbeit. Aber dann kam alles anders. An Karneval bekam ich einen Anruf vom Personalchef. Ich sollte versetzt werden ins Generalvikariat – also raus aus den Gemeindegemeinschaften. Und dann noch in die Erwachseneneseelsorge. Also nichts mehr mit Jugendlichen! Das Schwerste war: Ich wusste das schon, als wir meinen dreißigsten Geburtstag feierten, durfte aber noch nichts sagen. Da war mein Abschiedsschmerz umso größer. Unverhofft wohin zu kommen, anders als ich dachte ... das war schon ... Insgesamt hatte ich daran zu knapsen.

Sr. Andrea: Ich habe insgesamt sieben Jahre in Rom gelebt und sieben Jahre Jugendpastoral studiert. Ich habe diese Stadt geliebt, habe bei Radio Vatikan gearbeitet, im Chor des Petersdoms gesungen – Singen ist eines meiner Hobbys. Natürlich hatte ich gute Kontakte zu Jugendlichen, aber besonders zu der

weltweiten Kirche. Ich bin ein großer Fan von Weltjugendtagen. Das war mein Leben. Und plötzlich erfahre ich von der Oberin, dass ich nach dem Studium wieder nach Polen fahre. Da war am Anfang die Frage, ob ich dort meinen Platz wiederfinde. Dieser erste Moment, in dem ich wusste, ich muss Rom verlassen, der war sehr schwer.

Menschen haben unterschiedliche Strategien, mit Veränderungen umzugehen. Wie machen Sie das? Wie konnten Sie gerade die schweren Veränderungen bewältigen?

Kleine: Veränderungen gehören zum Leben, sonst wäre das Leben ja auch etwas langweilig. Aber die Veränderungen kommen heute weitaus öfter vor als früher. Nicht nur ich wurde ja einfach so versetzt. Auch viele Freunde erleben das in ihren Berufen. In unserer Zeit ist das eine häufige Herausforderung: berufliche Veränderungen, private Veränderungen – es ist ja nicht so, dass das die Leute nicht berührt. Partnerschaft, Eheschließung, Trennung, Versetzung; dass die Kinder wegziehen; dass die Eltern zurückbleiben. Unsere Gesellschaft verändert sich ständig. Für meinen Beruf des Priesters gibt es in der Veränderung noch eine besondere Herausforderung. Wir versprechen Gehorsam. Und das bedeutet auch die radikale Offenheit, sich auf etwas Neues einzulassen. Es gibt andere Bedingungen, die dafür sorgen, dass ich mich verändere, nicht nur mein eigener Wille. Wenn man so will, bedeutet also Gehorsam, die Bereitschaft zur Veränderung von außen.

Sr. Andrea: Veränderung gehört einfach zu unserem Klosterleben, das war immer schon

so. Vor drei Monaten war ich noch in einer anderen Gemeinde in Junkersdorf – eine sehr schöne Zeit, in der ich viele Leute kennengelernt habe. Trotzdem habe ich mir gedacht, dass mich der liebe Gott jetzt weiterschicken möchte, und ich stehe zur Verfügung. Ich sehe immer, dass nicht nur die Oberin mich sendet, sondern der liebe Gott sagt, ich solle weitergehen. Die Strategie dahinter ist eigentlich: Was kommt – ich sage ja!

Pereira: Die Strategien hängen natürlich vom jeweiligen Charakter ab. Und wir haben ja diese Neigung, die Vergangenheit, die es nicht mehr gibt, auf die Zukunft, die es noch nicht gibt, zu projizieren. So verpassen wir es oft, einfach im Heute zu leben. Da es aber fast immer anders kommt als gedacht, versuche ich immer mehr und immer wieder zu fragen: Was ist heute?

Und das half auch bei den genannten, schweren Veränderungen?

Pereira: Naja, das musste ich erst lernen, und ich bin auch noch dabei, es zu lernen. Ich hätte nie gedacht, dass ich heute hier sitze, in der Pfarrei hier bin, in der Situation, auch mit dem Studium in München, das ich derzeit gleichzeitig mache. Das war undenkbar für mich, als ich nach Deutschland gekommen bin.

Sr. Andrea: Wenn ich irgendwo neu hinkomme, wie hier nach St. Agnes, dann sage ich mir: Ich mache keine festen Pläne. Ich überlege ein wenig, aber ich bin bereit, zu nehmen, was kommt.

Kleine: Mir hat damals der Rat meines Groß-

onkels geholfen. Der war auch Geistlicher und sagte: „Du hast dich ja nicht auf eine Stelle beworben, sondern die überlegen etwas für dich. Dann lass dich doch mal drauf ein.“ Dann nicht dagegen anzukämpfen, sondern es in einer gewissen Weise ‚kommen zu lassen‘, das gehört zu dem ‚Gesandtwerden‘ dazu. Nicht jede Veränderung ist positiv. Ich kenne Risiken und negative Entwicklungen, aber der Versuch, so viel wie möglich positiv zu bewältigen, das ist eine Erfahrung, die ich für mein berufliches Leben bisher umgesetzt habe.

Wie ist das mit dem Glauben? Hat der eher was mit Veränderung zu tun – oder mit bewahren?

Pereira: Für mich mit Veränderung, wenn man das so dichotomisch aufteilen möchte. Gott ist ein Gott der Überraschung in der Geschichte. Die größte Veränderung ist die Menschwerdung Jesu Christi. Für mich persönlich ist Glaube ein ständiger Ruf, mich verändern zu lassen.

Interessant, dass Sie so eindeutig für Veränderung plädieren. Würden nicht mindestens 70 von 100 Leuten, die man spontan im Agnesviertel befragen würde, bei Kirche und Glauben zuerst an ‚bewahren‘ denken?

Kleine: Bewahren bedeutet auch, etwas überliefern, tradieren – und natürlich wird Kirche, insbesondere von Außenstehenden, mit Tradition verbunden, mit Gotteshäusern, mit etwas Feststehendem, in Stein Gemeißelten, manchmal auch mit dem Vorwurf, ‚da verändert sich nichts‘. Aber wenn man genauer hinguckt, was sich alles in der Kirchengeschichte verändert hat, dann stimmt das mit dem reinen Bewah-

ren doch nicht. Wenn es heißt, ‚die Zeichen der Zeit‘ zu deuten, dann ist klar, dass es nicht so bleiben kann, wie es ist.

Sr. Andrea: Für mich ist der Glaube Dynamik. Damit verbinde ich Wachsen. Ich habe schon mit 18 gesagt, dass Gott für mich wichtig ist, aber nach 33 Jahren im Kloster spüre ich, dass mein Glaube gewachsen ist. Alle Veränderungen, die ich in meinem Leben erfahren habe, waren immer Verstärkung für meinen Glauben.



Über Umwege nach Köln: Kaplan Pereira, Schwester Andrea

Wir sind in einem Kostümladen. Verkleiden und Karneval hat auch etwas mit Verändern zu tun. Was wollten Sie als Kinder immer sein?

Pereira: Ich war immer Clown, mit Perücke, Brille und Nase, oder Cowboy. Was ich aber immer sein wollte, das war Astronaut oder Dirigent. Ich war so fasziniert von den Sternen und von der Musik. Das waren auch meine ersten Traumberufe.

Kleine: Witzig: Ich bin jahrelang im Karneval als Dirigent gegangen. Zum einen hatte mein

Vater – der war im Karnevalsverein –, einen Frack, so mit Bauchbinde, das war ganz toll. Zum anderen war es so unkompliziert: nicht schminken, nur Noten und Dirigentenstab. Und es war sonst keiner so verkleidet. Ich hab` es nie tiefenpsychologisch gedeutet, ob ich Leuten den Ton angeben will, aber ich kann mich heute noch dafür faszinieren, Menschen beim Dirigieren zuzuschauen – ob in der Philharmonie oder bei der Dommusik. Da geht es ja nicht darum, dass einer etwas vorgibt und die anderen müssen springen. Der Dirigent befiehlt nicht: Er lebt, was er tut.

Sr. Andrea: Ich wollte immer sein wie Pippi Langstrumpf. Mit den Zöpfen und dem „widewidde wie sie mir gefällt“. Vielleicht war es deshalb für mein Umfeld auch so schwer zu verstehen, dass ausgerechnet ich ins Kloster gegangen bin. Ein Kloster ist eben keine Villa Kunterbunt.

Nun sind Sie alle drei im Sommer in St. Agnes aktiv geworden – war das eine Veränderung, die Ihnen leicht gefallen ist?

Sr. Andrea: Ich war fünf Jahre in St. Pankratius, Köln-West, und meine Aufgabe war dort die Arbeit mit Kinder und Jugendlichen. St. Agnes kannte ich über die ‚Nacht der Lichter‘ von Taizé. Deswegen bin ich mit großer Freude gekommen. Eine gute Veränderung.

Kleine: Bei mir ist das ja eine zeitlich befristete Zusatzaufgabe: in der Zeit der Abwesenheit von Pfarrer Müller die Pfarrverwaltung zu übernehmen. Das ist sicherlich etwas anderes als bei Ihnen beiden, die Sie tiefer in die Pastoral eintauchen. Ich bleibe weiterhin

Domdechant und Stadtdechant. Von jener Aufgabe her kannte ich natürlich Agnes, Ursula und Kunibert. Ich bekam einen Anruf vom Personalchef, der die Situation darstellte, und habe am nächsten Tag gesagt, dass ich mich gerne im Rahmen meiner Möglichkeiten darauf einlasse. Ich denke, dass wir mit dem neuen Team gut gestartet sind.

Pereira: Ich war zuvor Kaplan in Chorweiler – das weitaus besser ist als sein Ruf! Das Wichtigste für mich sind vor allem die Beziehungen, nicht der Ort. Aber ich komme eben aus Lissabon, ich bin Stadtkind. Und nun so nah zur Innenstadt zu sein – das hat schon etwas. Und ich erlebe ja zugleich noch eine andere Veränderung. Ich habe noch einmal angefangen zu studieren. Und zwar in München, kanonisches Recht. So werde ich nun zwischen diesen zwei Städten pendeln und damit leben, konstant in Veränderungen zu sein. Aber die ersten Beziehungen, die ich zu der Gemeinde aufbauen konnte, gestalten sich gut.

Die Agnesgemeinde ist eine Pfarrei in Veränderungsprozessen – was sehen Sie auf die ‚Kirche im Veedel‘ zukommen?

Kleine: Grundsätzlich haben wir in der Kölner Innenstadt eine Situation, die sich von anderen Gemeinden unterscheidet. Wir haben eine große Dichte von Kirchorten und dadurch auch die Chance, dass es viele Personalgemeinden mit einem speziellen Angebot gibt. Aber es gibt auch noch klassische Territorialpfarreien in der Innenstadt. St. Severin und St. Agnes gehören für mich dazu. Es geht zum einen um das Angebot für die Leute, die in die Gemeinde kommen,

in der es Messen gibt – das sind auch diejenigen, die nachher noch zusammenkommen. Ich glaube, dass es Orte, an denen Gemeinde zusammenkommt, auch weiterhin geben wird. Hier können Gläubige grundsätzlich gucken, wann ihnen die Zeit passt, wie gepredigt wird, und dann suchen sie sich etwas aus. Das ist etwas, das sich schon lange abzeichnet.

Was bedeutet das für die Gemeinde? Muss sie ein noch klareres Profil entwickeln, quasi ‚Unique Selling Points‘?

Sr. Andrea: Es gibt viele junge Familien und Kinder in Agnes. Es ist mein Auftrag, mein Ziel, etwas mit ihnen und für sie zu machen. Vielleicht entwickelt sich da noch eine Idee.

Pereira: Mein persönlicher Eindruck ist, dass wir aufgrund der soziologischen Struktur ein großes Angebot haben für Kinder und Senioren. Aber was gibt es für Menschen zwischen 25 und 60? Diese halbvergessene Gruppe ist für mich eine wichtige Herausforderung gerade in St. Agnes, da sind viele Menschen grundsätzlich interessiert. Außerdem finde ich, dass wir oft zu sehr damit beschäftigt sind, Menschen zu suchen für die Angebote, die wir haben. Aber das ist nicht unbedingt der glücklichste Weg. Damit ‚verzwecke‘ ich die Menschen. Der Blick auf den anderen wird dadurch eingengt; ich sehe nicht mehr so sehr, was dieser Mensch sucht und braucht.

Kleine: Daran kann ich vielleicht anknüpfen mit dem Pastoralen Zukunftsweg, der beschrieben wird mit der Frage: „Was willst du, dass ich dir tue?“ Dazu das ehrenamtliche En-

gagement zu stärken, außerhalb der Gremien, indem ich einem, der etwas machen möchte, die Chance und Ressourcen gebe. Wir werden künftig noch mehr sagen: Wenn ihr etwas wollt, muss das nicht immer von uns begleitet oder genehmigt werden; ihr seid getauft und gefirmt – und das nehmen wir ernst.

Marley und
Monsignore:
Pfarrverwalter
Kleine





DAS BUCH DER VERÄNDERUNG

Die Bibel ist längst fertig und aktualisiert sich doch immer wieder – mit uns. Die Bibelwissenschaftlerin Stephanie Feder erklärt, warum.

Text: Stephanie Feder

Am Anfang waren nicht tausend Seiten, gebunden, ordentlich sortiert, von Genesis bis zur Offenbarung. Die Bibel erzählt nicht nur von Veränderung, Umkehr und Neuanfang. Sie ist selbst ein Produkt andauernder Veränderung.

Was ist der älteste Text der Bibel? Eine schwierige Frage. Es ist ohnehin schwierig, Texte genau zu datieren. Und die Geschichten wurden bereits mündlich überliefert, lange bevor sie aufgeschrieben wurden. Über die mündlichen Überlieferungen lässt sich wenig Verlässliches sagen, denn das gesprochene Wort ist flüchtig und konnte damals in keiner Weise gespeichert oder aufgenommen werden. 732 v. Chr. wurde das Nordreich Israel von den Assyren belagert. Die Israeliten befürchteten, alles zu

verlieren – auch all die mündlich überlieferten Geschichten. Deswegen begannen sie, ihre Überlieferungen aufzuschreiben.

Vermutlich erzählten die Menschen ihre Geschichten nicht immer auf die gleiche Art, sondern ließen eigene Erfahrungen und aktuelle Umstände einfließen. Bibelwissenschaftler können heute aufzeigen, dass in die Geschichte des Auszugs aus Ägypten die Belagerung des Nordreiches aufgenommen wurde: aktualisierte alte Geschichten sozusagen.

Wenn wir heute eine Bibel in der Hand halten, wissen wir: Hier verändert sich so schnell nichts mehr. Vielleicht gibt es eine neue Übersetzung, aber ein neues Buch oder ein neuer Brief kommt wohl nicht mehr hinzu. Aber seit wann wird die Bibel nicht mehr um neue Texte ergänzt?

Über die Jahrhunderte hinweg wurden neue Texte verfasst, schon bestehende Texte verändert oder neu arrangiert. Einige der Texte waren so gut, relevant und bekannt unter den Lesenden, dass man diese immer wieder abschrieb und sich die Texte so immer weiter verbreiteten. Als man im 2. Jahrhundert v. Chr. das erste Mal die biblischen Schriften ins Griechische übersetzte, muss festgestanden haben, welche Texte die wirklich wichtigen sind. Wenn wir heute diese griechische Übersetzung – Septuaginta genannt – neben den hebräischen Text legen, dann gibt es kleinere und größere Veränderungen, die sich aufgrund der Übersetzungsschwierigkeiten ergeben.

Im Kern gleichen die Bücher der hebräischen Bibel denen der Septuaginta. Doch es gibt eine große Veränderung: Die Septuaginta hat sieben Bücher mehr als das hebräische Testament. Vermutlich kursierten diese sieben nur in Griechisch verfassten Büchern zur damaligen Zeit und wurden – neben den wichtigen hebräischen Büchern – noch ergänzt. Auch hier könnte die veränderte Lebenssituation des Volkes Israel eine Rolle gespielt haben: Man übersetzte diese zentralen Bücher, weil nicht mehr alle Hebräisch verstanden. Die griechische Kultur und das Denken der Griechen erhielt durch die Übersetzung Einzug in die Bibel. Es wurden neue Bücher ergänzt, weil auch sie in aktuellen Erzählungen davon berichten, wie Gott im Leben der Menschen wirkt.

Zur Zeit Jesu stand fest, welche Bücher zum sogenannten Alten Testament gehörten, auch wenn dieses noch nicht in gebundener

Gesamtausgabe vorlag. Nach Jesu Leben, Tod und Auferstehung gab es noch einmal eine Phase (christlicher) Textproduktion, die das Neue Testament hervorbrachte. Auch bei der Entstehung des Neuen Testaments gilt das Prinzip: die besten, überzeugendsten und originalsten (d.h., von vermutlichen Zeitzeugen verfasste) Texte werden überliefert, die anderen vernachlässigt. Spätestens, als Hieronymus 393 n. Chr. die komplette Bibel ins Lateinische übersetzte, muss die Textproduktion und auch die Frage, welche Texte ins Neue Testament gehören, bereits abgeschlossen gewesen sein.

Seitdem ist die Bibel ‚fertig‘: Es werden keine Texte mehr aufgenommen; die Kanonisierung ist abgeschlossen. Schade, möchte man meinen, gab es doch auch nach dem 4. Jahrhundert noch gute Texte, die von Gottes Handeln an und in der Welt erzählen. Unsere eigenen Gotteserfahrungen werden es nicht mehr in eine Neuausgabe der Bibel schaffen. Doch obwohl die Bibel ‚fertig‘ zu sein scheint: Sie verändert sich immer wieder – mit uns. Klar, der Text bleibt derselbe, aber die Art und Weise, wie wir die Texte verstehen, wie sie interpretiert werden, wie sie in unser Leben hineinsprechen, aktualisiert den Text. Die Aktualisierung kostet Mühe und ist manchmal anstrengend. Aber das sind Veränderungen – egal, ob in Hinblick auf neue, veränderte, übersetzte oder eben aktualisierte Texte – ja eigentlich immer.

» WOMIT KANN ICH DIENEN? «

Als Gast unter Gästen

Harald Klein ist Priester im Bistum Limburg. Zurzeit lehrt er an der Katholischen Hochschule in der Wörthstraße. Ehrenamtlich zelebriert er häufiger die Sonntagsmesse in St. Agnes. Er erzählt, wie er Veränderungen in der Agnesgemeinde erlebt und Kirche definiert.

Text: Hilde Naurath

Foto: Peter Otten

Nein, als „Außenstehender mittendrin“ sieht er sich nicht. Harald Klein muss schmunzeln, als er diese Zuschreibung als „Beobachter von außen“ hört. Was die Mitte bei „mittendrin“ sei? In einem Ethikseminar habe er einmal gesagt, er freue sich, dass Papst Franziskus sich den Menschen am Rand mehr zuwenden wolle. Ein in der Schwulenbewegung engagierter Student habe daraufhin lächelnd entgegnet: „Wissen Sie, aus meiner Sicht stehen Sie am Rand!“

Der Mitfünfziger zieht genussvoll an seiner Pfeife. Und was sei „innen“? In den 1970er-Jahren gab es das Bild der Pfarrei als Gemeinschaft von Gemeinschaften, welche sich um die Eucharistie versammelten – Kirchenchor, Ministranten, Eine-Welt-Ausschuss, Katholische Frauengemeinschaft „und der Pfarrer mittendrin“. Nein, der Lehrende an der Katholischen Hochschule, der sich als „in der

Agnesgemeinde ehrenamtlich tätiger Priester“ bezeichnet, hat ein dezidiert anderes Bild von Kirche. Es ist geprägt von Sozialer Arbeit und Theologie – seine beiden Steckenpferde, die auch seine akademischen Titel widerspiegeln: Diplom-Theologe, Soziale Arbeit/Sozialpädagoge, M.A.

Klein definiert „Kirche als Herberge“, die von Menschen, quasi den Herbergseltern, offengehalten wird für die, die eine Herberge suchen. Herbergseltern können dabei Lektoren und Kommunionhelfer sein – diejenigen, die regelmäßig „da sind“ und die sich gegenseitig willkommen heißen. Kirche könne eine „Herberge des Betens sein, des Gottesdienstes, eine diakonische Anlaufstelle oder einfach ein Ort, an dem gelesen und gesungen, gefeiert und getrauert“ werde. „Mein eigener Ort in der Herberge St. Agnes ist dann der Altar, und die Mithilfe, dass diese Kirche eine solche Herberge sein kann.“ Denn auch sich selbst sieht er als „Gast in St. Agnes und bei den Herbergs-



Kirche ist eine Herberge und kein ständiges Zuhause, findet Priester Klein.

eltern“. Seine Verantwortung liege in einer „gut gehaltenen Predigt, und mein Einsatz gilt einer schönen Liturgie in den Teilen, die ich auch als ‚Gast‘ zu verantworten habe. Und genau in dieser Rolle möchte ich mich angesprochen fühlen, als einer von denen, die hier und heute für den Gottesdienst zuständig sind.“

Kirche als Herberge? Was bedeutet das für diejenigen, die in Kirche ein Zuhause sehen? Kranken die Gemeinden heute nicht gerade an zeitlichen Befristungen und einer gewissen Unverbindlichkeit? Klein lässt den Pessimismus in den Fragen nicht zu. „Zeitliche Befristung hat für mich einen negativen Klang, klingt für mich bedrohlich. ‚Kommen‘ und ‚Wiederkommen‘ passt – und dass der Wohn-

ort nur ein einziger Baustein ist in dem, was in der Sozialen Arbeit ‚Lebenswelt‘ meint, ist mir schon lange deutlich. In Sachen Zugehörigkeit ist eine territoriale Kirchenbindung im städtischen Bereich längst abgeschrieben. ‚Freiheit‘ ist ein anderes, wenn auch etwas problematisches Wort für ‚Unverbindlichkeit‘. Und wenn die ‚Herberge‘ gut ist, kommen Menschen wieder. Und ‚gut‘ kann übersetzt werden mit einladend, ansprechend, freilassend, verbindlich, klar ...“ Klein gerät in Fahrt. Gerade in einer Stadt wie Köln sei das Angebot an Kirchen und Gottesdiensten immens, die Gläubigen können wählen zwischen afroamerikanischen und neokatechumenalen Messen, von Maria in der Kupfergasse bis Maria Lyskirchen, und sie nehmen diese Wahl wahr.

Eine häufig nur kurze Verweildauer der Einwohner im Agnesviertel spiegeln die Statistiken der Stadt Köln: über 45 Prozent der Menschen wohnen weniger als fünf Jahre hier. Dies deckt sich mit persönlichen Erfahrungen, dass in der Agnesgemeinde viele Gläubige, kaum waren sie da, auch schon wieder weg sind – besonders junge Erwachsene sind kaum und größtenteils nur kurzfristig vertreten.

Wie können nun Herbergseltern gewonnen und motiviert werden, sich langfristig einzusetzen? Die ein Angebot schaffen, das gegen die Verlockungen anderer, auch weltlicher Anbieter bestehen kann? Klein besinnt sich kurz, dann erklärt er: „Das kann ich Ihnen nur fromm beantworten. Es muss die Freude an Christus sein, an Gott, wie in Jeremia 29,7 beschrieben.“ Dort wird verlangt: „Sorgt euch um das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum Herrn. Denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl.“

Für die Kirche ist es laut Klein die Nachfolge Christi, die Herbergseltern und Gäste zusammenhalte. Es könne nicht darum gehen, ein Territorium zu verwalten und die Anzahl der Gottesdienste aufrechtzuerhalten. Vehement lehnt Klein ein Anspruchs- und Gewohnheitsdenken in Bezug auf Kirchenstrukturen ab. Es sei eine obsoleete Konditionierung,

regelmäßige Gottesdienste und feste Gemeindepfarrer als normal und notwendig anzusehen. „Fluktuation ist ja ein Wort, das nur der verwendet, der Stabilität sucht, das, was die ‚Herbergseltern‘ sich vielleicht wünschen. Ich würde dieser Gruppe sehr wünschen, dass sie ihren Dienst als wertvoll ansehen.“ Er wünscht sich eine charismenorientierte Pastoral: Charisma vor Aufgabe, Mut zur Fluidität statt dem Beharren auf „stabilitas“. Der Priester sei dabei weniger denn je der Mittelpunkt in der Gemeinde – Christus ist die Mitte. Welche Bedeutung gibt Klein dann den Priestern? Klein betont: „Die Bedeutung des kurzfristigen Einsatzes von verschiedenen Priestern in größer werdenden Gemeinden liegt in der Frage, von der ich mir wünsche, sie würde zur Frage der Kirche in der Gegenwart und für die Zukunft werden: ‚Womit kann ich dienen?‘ Diese Frage ist für mich zentral.“

Das Kirchenpersonal als Gäste und gleichzeitig als einladende Dienstleister – ist die Kirche der Gegenwart tatsächlich eine Herberge oder sollte sie es sein? Harald Klein versteht die Sehnsucht nach struktureller Verlässlichkeit, nach Beheimatung. Doch sei die gesellschaftliche Realität eine andere, und genau deswegen antworte eine „Passage-Kirche“ positiv auf die sich verändernde Gesellschaft. Auch angesichts einiger, die befürchten, dass in dieser Herberge am Rande zu viel Platz ist.



Hobbyimker Methien betreut auch die Bienenstöcke des Kardinals.

ES GIBT KEINEN, DER SAGT: » Reicht Mädels, Fühler hoch – Mallorca! «

Stadtimker Frank Methien erklärt am Beispiel von Bienen, wie Natur sich stets verändert.

Text: Judith Uebing

Fotos: Bienwerk



Erzbischof Rainer Maria Cardinal Woelki herrscht über Völker – Bienenvölker. Im Garten des Priesterseminars, eine der wenigen größeren Grünflächen in der Innenstadt, stehen drei Bienenstöcke, ein Geschenk der Mitarbeiter des Generalvikariats anlässlich des ersten Betriebsausflugs in Woelkis Amtszeit als Kölner Erzbischof. Den Kardinal erinnern

die Bienenstöcke an seine Kindheit, die durch die Imkertätigkeit seines Großvaters bereichert wurde. Betreut werden diese Völker von Frank Methien, der sich neben seiner Arbeit als Berufsfeuerwehrmann um insgesamt 18 Bienenstöcke in Köln kümmert. Sie stehen im Kloster der Benediktinerinnen, im Friedenspark und auf dem Dach der Patisserie ‚Törtchen Törtchen‘. Für den Imker ist die Honigbiene kein kuscheliges Haustier, sondern ein Nutztier, durch Züchtung „vom Menschen gemacht in ihren Eigenschaften“.

Bei einem Gespräch im Café erzählt Frank Methien von der Imkerei. Die Imkerei ist für den Endvierziger kein Hobby, sondern eine Verantwortung, die er den Tieren gegenüber übernimmt. Ein Glas goldgelber Honig seiner Marke ‚Bienenwerk‘ steht auf dem Tisch und weckt die Lust, zu probieren.

Ein zentrales Thema, das Methien sowohl als Imker als auch als Feuerwehrmann immer wieder begegnet, sind Veränderungen in der Natur. Das unerklärliche, große Bienensterben, das seit Jahren jedes Frühjahr und jeden Herbst zwischen den verschiedenen Expertengruppen und in den Medien heiß diskutiert wird, gibt es aus der Sicht von Methien schlicht nicht. Doch es gibt Veränderungen in der Natur, die viele Menschen nicht wahrnehmen: „Bienen sterben – wie alle anderen Organismen auch –, ist halt so.“ Spannend seien die Ursachen dahinter, die sowohl in der Umwelt als auch bei dem Menschen zu suchen sind. Den klassischen Jahresverlauf – konstante

Winter mit klirrendem Frost, lange Frühjahre mit frostfreien Blütephasen, Sommer mit Hitzeperioden und einen Ausklang im Herbst –, den gibt es in Deutschland nicht mehr. Dadurch ändern sich die Sammlungsphasen der Bienen. Das Angebot an verfügbaren Nahrungsquellen nimmt ab und dementsprechend sinkt der Honigertrag. Die Biene kann nicht entscheiden, wie viel sie sammelt. Es gibt keinen, der sagt: „Reicht Mädels, Fühler hoch – Mallorca!“ Sondern sie fliegt aus, auch wenn nichts mehr blüht, verbraucht Energie, und das Volk wird schwächer. Als Imker muss er die Natur im Auge behalten, muss sehen, was die Biene braucht und dabei immer neu auf die Anforderungen der Umwelt reagieren. Es ist selten vorhersehbar, wie sich Biene, Klima, Krankheiten und allgemein das Jahr entwickeln. Auch der Mensch hat einen Einfluss auf die Umwelt. Gerade der Lebensraum der Honigbiene wird wesentlich durch den Menschen geformt und bestimmt, fehlende Nahrungsquellen und Nistplätze erschweren der Biene das Aufbauen eines starken Volkes im Laufe des Jahres. „Die Biene hat es schwer“ in der Stadt – und eigentlich hat sie außer der Honigproduktion auch gar keinen Zweck in der Stadt: „Was soll sie denn hier bestäuben? Maximal noch Akazie und Linde.“

Gleichzeitig hat sich der Umgang des Menschen mit Natur grundsätzlich verändert. Natur – das ist nicht mehr etwas, das ‚da ist‘, das wir kennen und oftmals nicht bewusst wahrnehmen. Stattdessen versucht der typische Städter heute, Veränderungen in der Natur zu igno-

rieren. Er ist es gewohnt, dass alles jederzeit verfügbar ist und dass alles geregelt ist. Für den Umgang mit Tieren in der Stadt, von Tauben bis Honigbienen, gibt es Regeln und zuständige Institutionen. Frische Lebensmittel gibt es das ganze Jahr hindurch und auch noch möglichst günstig. Der Kontakt zur Natur nimmt eher ab

Auch im Agnesviertel nimmt die Vielfalt der Insekten ab, die Singvögel werden weniger. Die Natur verändert sich – immer. Man kann sie nicht einfrieren. Doch man kann sich ihr aufmerksam widmen und den eigenen Anteil an der Veränderung sehen. Nistplätze für Bienen, andere Insekten und Vögel bereitstel-

» Der typische Städter versucht, Veränderungen in der Natur zu ignorieren. «
Stadtimker
Frank Methien



als zu. Frank Methien muss lachen. „Da hab` ich dann jemanden am Telefon, der völlig aufgelöst von einer Eule im Stadtpark erzählt und gar nicht glauben will, dass die Feuerwehr ein gesundes Tier nicht einfangen wird. Dem musste ich erstmal Natur erklären.“ Natur wird zu etwas Fremden, dessen Abläufe wir nicht mehr verstehen, das wir versuchen, durch Regeln greifbar zu machen. Und von der wir auch wollen, dass sie geregelt bleibt. „Früher, da ist man rausgegangen und hat seinen Kindern mal was gezeigt. Heute kommt Panik auf, sobald ein Insekt im Zimmer ist.“

len, bewusst einkaufen, sich fragen, woher Produkte stammen und wie sie produziert worden sind – damit kann Veränderung auch einen konsequenten Verzicht bedeuten.

Vielleicht ist die Imkerei des Erzbistums ein Schritt, um die Verbundenheit mit der Natur als eine der Wurzeln des christlichen Glaubens wiederzubeleben. „Man muss Hemmungen abbauen, Fragen stellen, Vertrauen aufbauen – denn die Sehnsucht nach dem Ursprünglichen besteht.“



„Manchmal haben wir uns in die Vorhalle von St. Agnes gesetzt.“

WALTER, DER GESCHICHTENERZÄHLER

Zuweilen lassen sich Menschen nicht ändern.
Das ist oft zum Verzweifeln.

Text & Foto: Peter Otten

Walter geht mir manchmal ganz schön auf die Nerven. Vor allem, wenn er frühmorgens an meiner Tür klingelt. Ich laufe dann meistens misstrauisch zur Gegensprechanlage. Nicht schon wieder. Dann steht er unten, weinerlich, bettelnd.

Ich werfe einen Blick in meine Geldbörse, okay, ist noch ein Zehner drin, gehe durchs Treppenhaus und öffne die Tür. Manchmal sitzt Walter

auf der kleinen Bank auf dem Rasen. Manchmal steht er an der Ecke. Die Mütze tief im Gesicht, abgemagert, Augen, Nase und Mund wegen seines wuchernden Bartes fast nicht zu erkennen.

Walter sagt, dass er 53 ist, in einem Kölner Vorort aufgewachsen ist, dass seine Schwester in Niedersachsen wohnt und dass er unheilbar krank ist. Ich höre zu – und ich weiß nicht, ob irgendetwas an seinen Geschichten stimmt. Kann sein. Kann aber auch nicht sein.

Seitdem haben wir unzählige Gespräche geführt. Manchmal haben wir uns in die Turmhalle von St. Agnes gesetzt. Manchmal sitzen wir auf dem Neusser Platz in der Sonne. In den Gesprächen verschwimmen die Welten. Ich habe aufgehört zu überlegen, wo die Wahrheit in Walters Geschichten endet und wo die Lüge – oder sagen wir: die Phantasie – beginnt. Am Anfang hat mich das geärgert. Ich will Aufrichtigkeit. Aufrichtigkeit ist der Schlüssel für Veränderung, dachte ich. Wenn ich seine Geschichte kenne, finden wir gemeinsam einen Pack-an. Inzwischen weiß ich, dies ist eine Illusion. Walter ist der Geschichtenerzähler. Davon lebt er. Es macht keinen Unterschied, welche Geschichten ich kenne und wie viele. Und ich habe das akzeptiert.

Manchmal bin ich kurz angebunden. Ich sage ihm, dass ich keine Zeit habe. Manchmal nehme ich mir eine Viertelstunde. Dann sitzen wir nebeneinander und Walter redet. Ich höre zu. Und bilde mir ein, dass es ihm guttut. Dann sage ich mir: Jeder hat eine Viertelstunde verdient. Auch Walter. Manchmal zündet er zum Schluss eine Kerze an. Für mich, wie er sagt. Das berührt mich, obwohl ich natürlich weiß, dass Walter mit solchen Gesten auch in mich und meine Stimmung investiert. Dann ahne ich, dass ich benutzt werde.

Ist das verwerflich? Ich habe ihm gesagt, dass auch ich das Recht habe, nicht belogen zu werden. Auch nicht von einem Menschen, dem es schlecht geht wie ihm. Auch ich verdiene Respekt. Von ihm.

Andererseits, in Zeiten von ‚Fake News‘: Was ist also dagegen zu sagen, wenn ein Bettler sein Überleben mit Lügengeschichten absichert? Wenn Erfundenes und Phantasievolles Grundlagen für ein bescheidenes Geschäftsmodell sind?

Durch Walters Geschichten zieht sich ein Motiv wie ein roter Faden: Immer sind die anderen schuld. Die Bank, die ihm sein Konto sperrt. Die Sachbearbeiterin, die das Geld nicht auszahlt. Die Mitbewohner in der Obdachlosenunterkunft, die ihn beklaue. Die Schwester, die ja einen doofen Freund hat und nichts mehr von ihm wissen will. Seine schwere Krankheit. Das Krankenhaus, das ihn nicht behandelt.

Ich kann es nicht mehr hören.

Am Anfang hatte ich den Ehrgeiz, etwas an seinem Leben grundlegend zu verändern. Ich telefonierte mit einem Obdachlosenseelsorger. Der nahm mir viele Illusionen. „Du siehst nur die Spitze einer Geschichte. Das meiste ist unergründlich und niemals zu klären“, sagte er. „Irgendwann geht es nur noch um den nächsten Tag, die nächste Nacht. Die nächste Zigarette. Das nächste saubere Hemd. Das nächste Kapitel einer endlosen Geschichte, um an ein paar Groschen zu kommen.“

Neuerdings schiebt Walter sein Hemd nach oben. Er weiß, dass man seine Rippen sehen kann, die Schulterblätter, das Oberarmgelenk, das wie ein Wasserspeier an einem Kirchturm hervor ragt; die Kratzwunden, den Schmutz. Er ahnt, dass ich Mitleid bekomme, und so soll es

wohl auch sein. Ich blicke auf die Agneskirche, die Oktobersonne verfängt sich im fallenden Laub.

Ich habe versucht, Absprachen mit Walter zu treffen. Nur noch einmal im Monat sollte er kommen. Nur mit mir soll er reden, meine Frau in Ruhe lassen. Es gab Zeiten, da hat er mich angefleht, ihm nichts mehr zu geben. Er ahnt, dass seine Abhängigkeit von mir seine Situation nicht verändert. Ich ahne, dass sein guter Wille mich milde und freigebig stimmen soll. Ich weiß, dass er die Geschichten, die er mir erzählt, auch anderen in dieser Stadt erzählt.

Oder vielleicht auch ganz andere. Wer weiß das schon.

Natürlich hat Walter sich nicht an die Absprachen gehalten. Und ich weiß, dass ich Walter nicht verändern kann. Er wird auch nichts ändern können. Es ist wohl zu spät. Er schlurft durch seine Geschichtenwelt, bis zum Schluss wird das so bleiben. Ich schenke ihm eine Viertelstunde, hin und wieder. Dazu eine Zigarette und einen Zehner. Manchmal ein T-Shirt. Vielleicht macht Walter eine Kerze an. Und dann schweigen wir eine kleine Weile. Der Wind zieht in die Vorhalle der Kirche. Wenigstens dieser Moment scheint dann anders zu sein.

Nix blieb, wie et ess ...

Schade, dass die Zeit nicht mal eben stehen bleiben kann. Unser Autor tut sich schwer mit Veränderungen.

Heute war es endlich wieder so weit. Ich saß, wie häufig am Samstag, zum Frühstück in meinem Lieblingscafé. Anschließend einkaufen, wobei ich die Geschäfte meist in einer genau festgelegten Reihenfolge ansteuere. Am Mittag, vor und nach dem Essen, lese ich dann gerne noch einige Zeitungen.

Ich mag diese Rituale am Samstagvormittag. Das Gefühl der Ruhe. Die Illusion, dass die Welt um mich herum sich gerade eine Auszeit nimmt. Natürlich bin ich am Samstagvormittag

auf dem Smartphone nur schwer zu erreichen.

Mein Job unter der Woche ist aufreibend, ständig passiert etwas Unerwartetes, ich muss mich häufig auf neue Situationen einstellen. So viele Menschen. So viele Aufgaben. So viele Gespräche. So viele Eindrücke. So viele Veränderungen. Am Wochenende beginne ich oft erst, das Erlebte zu sortieren und zu begreifen.

Vieles um mich herum verändert sich gerade: Meine Chefs im Büro haben vor einiger Zeit

gewechselt. Der Job ist schwieriger geworden. Die Eltern werden kränker. Einige Freunde verschwinden aus meinem Leben, andere kommen hinzu. Auch in unserer Kirchengemeinde gibt es neue Seelsorger. Und außerhalb meines eigenen Kosmos dreht sich die Welt auch immer schneller. Selten in den vergangenen Jahrzehnten habe ich die Weltlage als so bedrohlich empfunden.

Ich klage nicht. Ich gebe mein Bestes, um mit den Veränderungen klarzukommen. Aber es strengt mich zunehmend an. Daher brauche ich meine kleinen Auszeiten.

Im Alltag tue ich mich schwer, mich auf Neues einzulassen. Ich bin erstmal vorsichtig. Neues betrachte ich erstmal skeptisch.

In der schönen, neuen Welt fühle ich mich manchmal wie etwas aus der Zeit gefallen. Lange stand ich Facebook oder Twitter skeptisch gegenüber. Warum soll ich mich

jetzt auch noch darauf einlassen? Ist doch so schon hektisch genug. Und überhaupt, das ist doch alles viel zu oberflächlich. Ach was, es ist wahrscheinlich bloß die Scheu vor dem Unbekannten, die mich davon abhält, es zumindest auszuprobieren. Ich lebe eben gerne in der Komfortzone – da, wo ich mich sicher fühle. Da warten keine Überraschungen auf mich, eben auch keine negativen.

Ich weiß, als Christ sollte ich offen sein für Veränderungen. Gott fordert von uns, dass wir uns entwickeln. Letztendlich ist die Bibel ein einziger Entwicklungsroman – viele ihrer Protagonisten müssen erst lange Reisen, etwa vierzig Jahre durch die Wüste, auf sich nehmen, um zu sich zu finden. Aus Saulus wird Paulus und aus Gott wird Mensch.

So habe ich denn mal wieder beschlossen, mich künftig mehr auf Veränderungen einzulassen. Meine Rituale möchte ich dennoch beibehalten.

Endlich Ruhe!

Foto: Peter Otten



» DER EBERTPLATZ WURDE NACH UND NACH AUFGEGEBEN «

Wie verändert sich unser Viertel? Ein Spaziergang mit Regina Börschel, Vorsitzende der SPD-Fraktion in der Bezirksvertretung Innenstadt, gelernte Theologin und von Kindesbeinen an Pfarrgemeindemitglied. Als Mitglied des Sanierungsausschusses begleitete Börschel lange Jahre die Umgestaltung des Eigelsteinviertels.

Text: Ute Strunk

Fotos: Peter Otten & Ute Strunk

Rund um den Eigelstein war das Viertel zum Sanierungsstart in den 1990er-Jahren geprägt durch zahlreiche Baulücken und stark veraltete Bausubstanz. Es gab Wohnungsbestand mit Kohleofen und WC im Treppenhaus. An unzähligen Stellen fand Straßen- und Beschaffungsprostitution statt. Der ohnehin von

Auto- und Zugverkehr eingeschnürte Stadtteil wurde zudem vom Kraftfahrzeugverkehr zügig durchkreuzt.

Die aufwendige Sanierung habe viele positive Ergebnisse erzielt, findet Regina Börschel: „Der Eigelstein ist heute immer noch eine lebhaft, aber für Fußgänger barrierefrei zu kreuzende Einkaufsstraße. Es ist gelungen, Orte zu schaffen, an denen sich Menschen gerne aufhalten.“



„Der Springbrunnen auf dem Platz war mal ein wunderbarer Spielplatz und Treffpunkt für Familien.“



Am Stavenhof sind immer noch einige Wohnungen mietpreisgebunden.



Gemeinsam mit Anwohnern genießen wir bei unserem Gespräch die Sonne auf dem Platz am Stavenhof – wo die Politikerin allerdings gesteht: „Für mich ist der schönste Platz an der Eigelsteintorburg, da geht nichts drüber!“ Am Stavenhof stehen auch einige der Wohnungen, die derzeit noch mietpreisgebunden sind. Die Förderung durch die öffentliche Hand ermöglichte eine Sanierung ohne Verdrängung der Bestandsmieter. Im Durchgang von der Weidengasse zur Eintrachtstraße ist ein städtischer Kindergarten mit großzügigem Außengelände an der Bahntrasse entstanden. Ein Stück weiter, Ecke Salzmagazin/Ursulaplatz, hinter dem Chor von St. Ursula, ist der entstandene Platz dagegen ein Beispiel für „gut gemeint und schlecht gemacht“, wie Regina Börschel erklärt: „Er ist nicht Fisch und nicht Fleisch: Weder ein

vernünftiger Spielplatz mit einer Vielzahl von Spielmöglichkeiten – noch ein Platz mit wirklicher Aufenthaltsqualität.“

Auf dem Weg zeigen sich auch die weiterhin bestehenden Probleme, wie die anhaltende, wenn auch heute deutlich geringere Prostitution, oder die wieder zunehmende Verarmung und Obdachlosigkeit. Hier zitiert unsere Gesprächspartnerin die Leiterin der Bahnmissionsmission, Corinna Rindle, aus einem Interview im Kölner Stadt-Anzeiger Ende Oktober 2017: „Die Bahnmissionsmission ist wie ein Seismograph der Gesellschaft. Leider wird das oftmals überhört und ignoriert, solange, bis es brennt. Beispielsweise die Südeuropäer, die schon 2013 in größerer Zahl am Hauptbahnhof landeten. Es begann ein regelrechter Verdrängungs-



Das Gelände der Gaffelbrauerei wird mit einem Loft-Hotel und wenigen Wohnungen bebaut werden.

Trägern, hat auf dieses Problem schon frühzeitig hingewiesen. Einen Wohnraumschutz, der nachhaltig wirkt und eine Wohnraumzweckentfremdung unterbindet, wie das Netzwerk fordert, hält auch Börschel für wichtig.

Nach erfolgreicher Sanierung des Eigelsteinviertels, dokumentiert im Abschlussbericht 2016, geht der Wandlungsprozess des Sprengels weiter. Das Gelände der Gaffelbrauerei wird mit einem Urban Loft-Hotel und wenigen Wohnungen bebaut werden. Auf dem Gelände wird seit Herbst ausgeräumt – noch können die Ergebnisse der Hauswandmalaktion 2017 bewundert werden, die Regina Börschel auch an anderer Stelle gern über den Aktionszeitraum hinaus im Stadtraum erhalten möchte.

Am äußersten Zipfel der Gemeinde St. Agnes begutachten wir die umfangreichen Fortschritte des Bauvorhabens zur Bildungslandschaft Altstadt Nord (BAN). Rund um den Klingelpützpark entstehen neue Räume für die Realschule

am Rhein, den Kindergarten der Fröbel GmbH und die Freinet-Schule-Köln. Das Abendgymnasium und alte Gebäude werden saniert und erweitert für die Freizeitanlage Klingelpütz, das Hansa-Gymnasium Köln, das Jugendhaus Tower der Katholische Studierenden Jugend (KSJ) und eine gemeinsame Mensa. Ein lebensnahes und verantwortungsvolles Lernen und Lehren soll hier ermöglicht werden, wie es in der Ankündigung der Stadt Köln auf www.ban-koeln.de heißt.

Wir beenden unseren Herbststrundgang, der uns vom Ebertplatz über den Eigelstein um die Ursulakirche bis zum Klingelpütz führte, und sind gespannt, wie sich Entwicklung und Gestaltung eines Stadtquartiers zu einem zukunftsfähigen Raum im pädagogischen und baulichen Sinne weiter gestalten werden. Bei Regina Börschel bedanken wir uns für die sachkundige Leitung und ermuntern den Leser zu aufmerksamer Beobachtung vielfacher Veränderungen in unserer Gemeinde.

„Für mich der schönste Platz, da geht nichts drüber.“

prozess im Wohnungslosen-Hilfe-System.“

Ein ähnliches Phänomen der „Schwerhörigkeit“ können wir für den Ebertplatz beobachten. Soziale Arbeit und Stadtraumgestaltung kostet Geld. Umbaupläne für den Ebertplatz gibt es schon lange, aber erst der öffentliche Druck nach einer schweren Straftat löst Aktivismus aus.

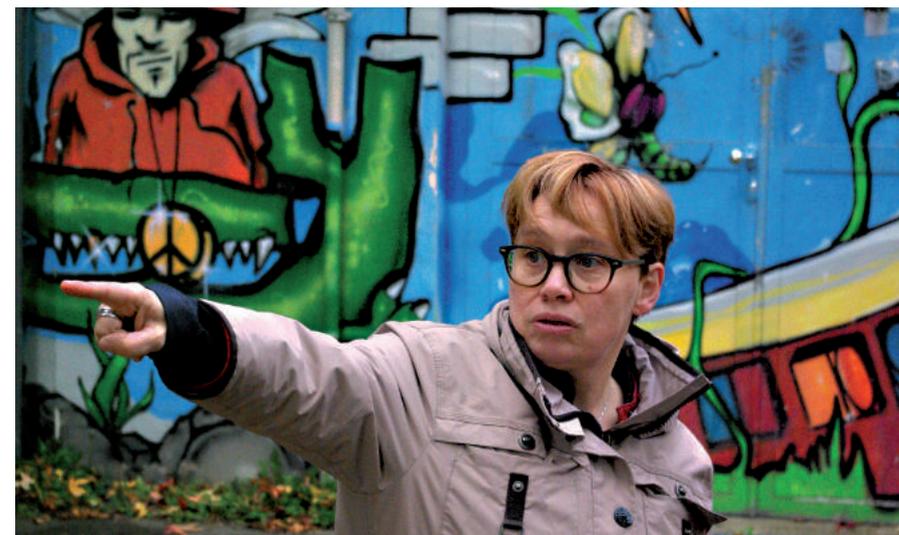
„Ich bin im Ursulaviertel groß geworden. Als Kinder sind wir über den Ebertplatz spaziert und haben in der Eisdiele in den Passagen ein Eis gegessen“, erinnert sich die Sozialdemokratin. „Der Springbrunnen auf dem Platz war bis in die 1990er-Jahre ein wunderbarer Spielplatz und Treffpunkt für Familien. Aber die Absenkung des Platzes war von Anfang an die Schaffung einer Barriere. Die defekten und schließlich stillgelegten Rolltreppen verstärkten den Effekt noch. Geschäfte verschwanden, der Brunnen wurde stillgelegt und es entstan-



den wenig frequentierte, dunkle Räume. Der städtebaulich aufgegebene Platz wurde von neuen Gruppen besetzt.“

Auf die Entwicklung des Eigelsteinviertels zurückkommend, befürchtet Börschel, dass eine ähnliche Entwicklung einsetzen könnte, wie sie auch jenseits von Ringen und Ebertplatz im Agnesviertel schon in vollem Gange ist. Hier gibt es zwar noch Versuche, der Gentrifizierung entgegenzuwirken, wie die Aktion „Alle für Kalle“ zeigte. Kostspielige Luxus-sanierungen oder anhaltender Wohnraumleerstand, wie an der Krefelder Straße 46 gegenüber von St. Gertrud oder an der Neusser Straße 39, belegen diese Entwicklung. Mieten werden für Familien nicht mehr bezahlbar. Die hiesige Stadtteilkonferenz, ein Netzwerk von sozialen

Bunte Hauswände gehören ins Viertel:
SPD-Politikerin Börschel



» JEDER KÖRPER IST EIN KUNSTWERK «

Daniela Donike leitet seit fünf Jahren den ‚Pausenraum‘ für Training und Coaching an der Agneskirche. Ein Gespräch über Veränderungen an Körper und Geist.

Text: Jürgen Salz

Foto: Guido Ohlenbostel

Frau Donike, wie verändern Sie Menschen?

Meine Kunden verändern sich selbst. Ich begleite sie dabei, ich ermutige und inspiriere.

Wer kommt zu ihnen?

Alle, die körperlich an sich arbeiten wollen. Väter etwa, die mit ihren Kindern beim Fußballkicken mithalten wollen. Oder Menschen mit Nacken- oder Rückenschmerzen. Die sind zuvor zu Physiotherapeuten und Osteopathen gegangen, um sich reparieren zu lassen. Das klappt aber nicht immer. Viele erkennen dann, dass sie selber an sich arbeiten, sich verändern müssen. Wir bieten ihnen die Trainingsmöglichkeiten dazu.

Was ist, wenn Menschen ihre Lebenssituation verändern wollen? Sind Sie dafür auch zuständig oder konzentrieren Sie sich ausschließlich auf Körpertraining?

Ich arbeite auch als Coach. Menschen können sich an mich wenden, wenn es etwa um private Probleme oder um berufliche Veränderungen

geht. Ich muss allerdings sehen, ob das für mich passt. Ich kann keine Psychotherapie ersetzen. Im Zweifel verweise ich dann an eine Therapeutin oder einen Therapeuten. Meine Erfahrung ist, dass Coaching und Körpertraining zusammengehen. Einer meiner früheren Klienten wollte sich beruflich verändern. Ein Teil der Lösung war seine (Körper-)Haltung und Präsenz.

Wie schnell zeigen Sie beim Körpertraining die Schwachstellen auf?

Ich zeige gar nichts auf. Für mich ist jeder Körper ein Kunstwerk – geistig, emotional und körperlich. Da habe ich großen Respekt vor. Den will ich nicht verändern. Einer meiner Kunden ist Musiker, der hat vom Musizieren eine schiefe Schulter. Ich erkenne und respektiere die schiefe Schulter. Sie ist das Ergebnis seiner Arbeit. Eine schiefe Schulter ist ja nicht zwingend ein Problem. Ich begleite Veränderungen nur, wenn sie von der Person gewünscht werden.

Grundsätzlich spiegele ich das Positive, arbeite lösungsfokussiert. Ich denke, dass sich Veränderungen besser und schneller durchsetzen



lassen, wenn man das Positive herausstellt.

Wie verändert sich denn so ein Körper zum Positiven?

Die ersten Veränderungen bemerkt man sofort. Danach ist es aber für viele meiner Kunden schwer, Veränderungen zu erkennen. Sie merken oft nicht, wenn sie mal einige Tage länger als üblich nicht unter Rückenschmerzen leiden. Deswegen reden wir darüber. Ich frage meine Kunden immer, was sie in einem Jahr erreichen wollen und auch, was sie von der nächsten Trainingsstunde erwarten.

Und irgendwann ist der Rückenschmerz dann erfolgreich bekämpft ...?

Einige steigen aus, sobald der Schmerz zurückgeht. Die kommen dann meist wieder, wenn der Rücken sich wieder meldet. Die

Trainerin Donike:

Immer das Positive herausstellen.

drehen dann eben eine Ehrenrunde, so nenne ich das. Meine größte Herausforderung liegt darin, den Menschen klar zu machen, dass sie ein Leben lang trainieren müssen.

Da sind dann aber gleich wieder ein, zwei Abende pro Woche auf der Couch futsch. Ist das Leben nicht auch so schon hart genug?

Ja, zuweilen ist das so. Für mich ist es auch völlig in Ordnung, wenn sich ein Kunde, der nach einem langen Arbeitstag geschafft ist oder in einer privaten Krise steckt, einfach nur auf die Matte legt und aus dem Fenster starrt, statt die Übung mitzumachen.

Wie lautet denn ihr Rezept gegen den inneren Schweinehund?

Ich kann da als Trainerin erstmal gar nichts bewirken. Sie müssen sich selber motivieren, sich selber Ziele setzen. Ich kann dabei nur motivieren, inspirieren und Fachfragen beantworten.

Aber irgendwann wird doch auch das schönste Training langweilig.

Das ist dann meine Herausforderung. Ich muss mich als Trainerin ständig verändern. Ich muss mir immer wieder neue, witzige Übungen ausdenken, um meine Kunden zu begeistern. Neulich haben wir etwa Badminton auf der Slackline, einem Gummiseil, gespielt. Das war ungewohnt und lustig.

NACHRICHTEN

Neuer Pfarrgemeinderat gewählt

Anfang November wurde, wie in allen Pfarreien im Erzbistum Köln, auch in St. Agnes ein neuer Pfarrgemeinderat gewählt. Zusammen mit dem Pfarrer und dem Pastoralteam diskutiert und organisiert der Pfarrgemeinderat die Seelsorge in der Pfarrei, „dass die Kirche in den Lebensräumen und Lebenswelten der Menschen wirksam präsent ist“, wie es in der Satzung heißt. 175 Mitglieder der Pfarrei gaben ihre Stimme ab. Gewählt wurden Marcus Bäcker, Martin Dambowy, Frank Werner Grauvogel, Katharina Kaiser, Daniel Lakermann, Barbara Lützig, Rike Möller, Thomas Schaefer, Guido Scharnhorst, Ute Strunk und Beate Wildenberg-Reiprich. Allen Gewählten herzlichen Glückwunsch, Gottes Segen und viel Freude an ihrer Aufgabe!



Neue Bänke auf dem Neusser Platz

Die Stadt Köln hat alle Sitzbänke auf dem Neusser Platz ausgetauscht. Damit folgte sie einem Beschluss der Bezirksvertretung Innenstadt. Die alten, weißen, sehr unansehnlich

gewordenen Sitzgelegenheiten wurden abgebaut und durch massive graue Metallbänke ersetzt. Der Neusser Platz wurde als Aufenthaltsort für die Bürger aufgewertet. Die Armbügel, die bei einigen Bänke in der Mitte angebracht sind, machen die neuen Bänke unattraktiv für Obdachlose, die sich nicht mehr so leicht zum Schlafen auf die Bänke legen können.



Foto: Carmen Heitzer-Birken

90 Minuten: Heimat

Der Literaturkreis in St. Agnes veranstaltet am Samstag, den 27. Januar 2018 um 20 Uhr in der Krypta von St. Agnes wieder eine Lesung anlässlich des Gedenktages von Nikolaus Groß. Diesmal lesen Marion Mainka und Thomas Pelzer Texte zum Thema „Heimat“. Der Singer- Songwriter Christoph Birken (Foto) sorgt zusammen mit Harald Claßen für die musikalische Begleitung.

Neubau des Pfarrzentrums von St. Agnes ausgezeichnet

Im Rahmen der Verleihung des Kölner Architekturpreises 2017 ist dem Neubau der Kindertagesstätte und des Pfarrzentrums von St. Agnes und seinem Architekten Thomas Duda eine Anerkennung ausgesprochen worden. In der Begründung der Jury heißt es: „Mit einer einfachen baulichen Konfiguration von vier

Gebäudeflügeln, die sich um einen Innenhof gruppieren, gelingt ein spannungsreiches und räumlich vielfältiges Haus.“



Foto maytools: Architekt T. Duda (mit der Urkunde), daneben H.-J. Hermes u. B. Caspers vom Kirchenvorstand St. Agnes

Fahrt ins Sommerlager 2018

Auch 2018 veranstaltet die Katholische Pfarrjugend von St. Agnes wieder ein Sommerlager. Vom 11./25. August geht es im Reisebus nach Norddeutschland in die Nähe von Hannover. Teilnehmen können Kinder und Jugendliche von 8/18 Jahren aller Konfessionen. Infos gibt es unter: eric.stamm55@gmail.com. Anmeldeflyer liegen in Kürze in den Kirchen der Pfarrei aus.

Hakenkreuzschmierereien in St. Agnes

Unbekannte Täter haben das Kevelaerkreuz in St. Agnes mit Hakenkreuzen beschmiert. Zudem wurden an vier weiteren Stellen antisemitische Parolen und Schmierereien gefunden. Die Polizei sieht Gemeinsamkeiten mit einer

ähnlichen Tat in einer evangelischen Kirche in Ehrenfeld. Die Beseitigung der Schäden hat der Kirchenvorstand inzwischen eingeleitet. Wann die Restaurierung des Kevelaerkreuzes abgeschlossen ist, steht noch nicht fest.

Pfarrer Albert Hopmann ist seit 60 Jahren Priester

Albert Hopmann, Ruhestandsgeistlicher im Vincenz-Haus, feiert im Februar 2018 sein 60-jähriges Priesterjubiläum. Hopmann war unter anderem viele Jahre in Düsseldorf-Benrath und Bergisch Gladbach tätig. Seit 16 Jahren wohnt der 86-jährige im Vincenz-Haus und hilft dort, wo er noch kann, in der Seelsorge aus. Die Festmesse wird am Sonntag, den 25. Februar 2018 um 11:15 Uhr in St. Agnes gefeiert.



Ausstellung über Leipziger Propsteikirche in St. Gertrud

Ansgar und Benedikt Schulz, Architekten des mehrfach ausgezeichneten Leipziger Kirchenneubaus Propsteikirche St. Trinitatis, haben gemeinsam mit dem international renommierten Architekturfotografen Stefan Müller

Foto: Eusebius Wirdeier

aus Berlin eine Ausstellung über diese Kirche erarbeitet. Sie besteht aus sieben Bildpaaren, die auf unterschiedlichen Maßstabebenen eine Annäherung an den Leipziger Neubau erlauben. Die Bildpaare bestehen jeweils aus sich wechselseitig ergänzender Fotografie und Zeichnung. Die Ausstellung, die bereits erfolgreich in Berlin, München und Venedig zu sehen war, kommt in der zweiten Jahreshälfte 2018 nach St. Gertrud. Bereits jetzt steht fest, dass am Sonntag, den 9. September 2018 um 16 Uhr eine Gesprächsrunde zum zeitgenössischen Sakralbau in St. Gertrud im Rahmen des „Tages des offenen Denkmals 2018“ mit Ansgar und Benedikt Schulz sowie dem Architekten Paul Böhm stattfinden wird. Herzliche Einladung!

Flüchtlingshilfe: Café Konekti sucht Unterstützung

Seit einigen Monaten ist im Offenen Bereich der Alten Feuerwache jeden Donnerstag das Café Konekti von 15 bis 21 Uhr geöffnet. Menschen mit Fluchterfahrung treffen dort auf Bürgerinnen und Bürger des Viertels und können sehr einfach Kontakte knüpfen. Das Interesse der Geflüchteten liegt oft einfach darin, Zeit mit Menschen aus dem Viertel zu verbringen und im Gespräch die deutsche Sprache zu lernen. Das Café Konekti freut sich über viele Besucher aus dem Viertel. Auch das ehrenamtliche Caféteam freut sich über Unterstützung. Wer sich vorher konkret informieren möchte, kann sich bei Juana Rooijackers melden.

Telefon: 0221-973155-23 oder quartier@altefeuerwachekoeln.de

Impressum

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes, Neusser Platz 18, 50670 Köln, www.st-agnes.de

Kontakt: peter.otten@st-agnes.de

Redaktion: Hilde Naurath, Klaus Nelißen, Peter Otten, Jürgen Salz, Ute Strunk, Judith Uebing

Grafikdesign & Titelfoto: Sarah Nagelschmidt

Druck: Zimmermann Druck + Medien, Fotos S. 2 u. 3: Sebastian Linnertz

FRAGEBOGEN

Angelika Doyon ist seit September 2017 Verwaltungsleiterin in der Pfarrei. In dieser Tätigkeit ist sie vor allem Dienstvorgesetzte unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Sie leitet das Pastoralbüro und kümmert sich um die Optimierung der gemeindlichen Verwaltungsabläufe. Außerdem unterstützt sie den Kirchenvorstand in seiner Arbeit.

Frau Doyon wohnt in Langenfeld und hat zwei erwachsene Kinder.



Foto: Erzbistum Köln

Was gefällt Ihnen in den Vierteln der Pfarrei?

Mir gefällt die Lebendigkeit dieses Stadtviertels sehr. Überall sehe ich Eltern mit kleinen Kindern. Und das kulturelle Angebot ist sehr vielfältig.

Ihre Lieblingsgestalt oder Ihre Lieblingsstelle in der Bibel?

Mir gefällt die Stelle, in der Petrus über das Wasser zu laufen versucht, sehr gut. Wenn wir nur vertrauen, ist alles möglich!

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten?

„Von guten Mächten treu und still umgeben.“

Welchen Heiligen, welche Heilige schätzen Sie besonders?

Die heilige Elisabeth, die sich so unermüdlich für die Armen eingesetzt hat.

Was ist Ihrer Meinung nach die Hauptaufgabe der Kirche?

Die Kenntnis der Bibeltexte in der Bevölkerung zu bewahren und die Begeisterung für Gottes Wort immer wieder neu zu entfachen, scheint mir eine wichtige Aufgabe. Außerdem ist die Kirche auch immer wieder Advokatin für die Schwachen der Gesellschaft.

Wenn Sie Päpstin wären, was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Ich würde mich insbesondere um die weitere Einbeziehung und Gleichstellung der Frauen bemühen.

AMBIENT FESTIVAL



Foto: Markus Wilwerscheid



Foto: Kai Fobbe



Im Oktober 2017 fand zum ersten Mal das Ambient Festival Köln ‚Klang und Raum‘ in St. Getrud statt. Zwei Tage lang sorgten Musiker und DJs für sphärische, entschleunigte Musik.

⇒ TRIPTYCHON UND TEXTUR

Im November 2017 zeigte Kai Fobbe unter anderem seine Arbeit ‚Textur‘ in St. Gertrud. Sechs Tänzer drehen sich um ihre eigene Achse. Die Kleidung besteht aus einem Stoff, der nur den Kopf, die Hände und die Füße sichtbar werden lässt. Während der Drehungen zieht sich die Kleidung durch ein Band immer enger an den Protagonisten, so dass die Körperproportionen mehr und mehr sichtbar werden. Am Ende des Einschnürens entlädt sich die Umdrehung rückwärts und das Band verschwindet wieder, sodass der Stoff den Tänzer auf die Art bedeckt, dass seine Proportionen im Unklaren sind.